

5 Quadratmeter Zuhause und Tausend Sorgen Zwei Slumbewohner erzählen

Noch bevor der Muezzin gegen halb fünf vor Sonnenaufgang zum Morgengebet ruft, steht Zakir auf. Er schleicht sich leise aus der kleinen Hütte, in der seine Mutter noch schläft, und geht die kleine, schmutzige Gasse zur Straße vor. Zu Fuß erreicht er den Bazar von Shantibagh, einem Stadtviertel im Zentrum von Dhaka. Wenn der Ruf zum Gebet – das Azan – ertönt, ist Zakir schon bei der Arbeit. In einem kleinen Laden wäscht er das Gemüse und richtet es zum Verkauf her. Hier werden Kartoffeln, Zwiebeln, Chili, Kohl, Karotten sowie Kakrol und Poto, zwei lokale Kürbisarten, verkauft. Zakir kann sie alle aufzählen. Er hilft dem Händler jeden Morgen etwa vier Stunden lang. Dafür bekommt er keinen Lohn. Nach getaner Arbeit darf er faules Gemüse mitnehmen. Das kann er einem anderen Händler für 10, 20 oder an einem guten Tag auch einmal für 40 Taka, das sind maximale etwas mehr als 40 Cent, weiterverkaufen. Das ist sein Verdienst.

Gegen neun hält Zakir seinen mageren Lohn in den Händen und geht zurück nach Hause. Von einer geteerten Straße biegt eine schlammbedeckte Gasse ab. Rechts stehen ein paar Schuppen, in denen sich Müll stapelt. Links gibt es zwei, drei kleine Buden, die das nötigste Verkaufen: Seife, Zigaretten, Betelnuss, Getränke, Kekse und so weiter. Auf einem schmutzigen Platz stehen zwei alte Rickschahs, mit denen keiner mehr fährt. Einige Männer der Slumsiedlung hocken auf dem Boden und reden. Rechts und links einer engen Gasse drängen sich elf Hütten. Eine davon bewohnt Zakir mit seiner Mutter.

Ihre Unterkunft besteht aus Matten aus geflochtenem Bambus und einem Wellblechdach. Die Tür, eine Strohmatten auf kleine Stöcke gespannt, geht nur einen Spalt weit auf, dann stößt sie gegen das Bettgestell. Die Hütte hat eine Fläche von vier oder fünf Quadratmetern. Aufrecht stehen kann man in ihr kaum. Mehr als zwei Drittel des Raumes nimmt das Bett ein. Darunter lagern die beiden ihre Habseligkeiten: ein paar Decken aus alten Saris zusammengenäht, einige zerschlissene Kleidungsstücke, ein Rucksack. Von der Decke baumeln zwei kleine Säckchen mit Zwiebeln. Links neben der Tür steht ein Metallschränkchen, das die Blechteller und Schüsseln der beiden bewahrt. Von der Decke hängt eine alter Ventilator und eine Glühbirne – das ist der ganze Luxus ihres Zuhauses.

Manowara Begum, die Mutter, hat auf dem Lehmofen vor der Hütte Reis gekocht. Zakir bringt noch etwas Gemüse mit. Endlich kann der Junge frühstücken. Manchmal essen sie nur Reis. Die Mutter lächelt hilflos. „Wir sind arme Leute“, sagt sie, „unser Einkommen ist sehr gering“. Sie ist als junge Frau von Pabna im Westen Bangladeschs nach Dhaka gekommen. Ihre Eltern waren gestorben und in dem kleinen Gehöft in einem entlegenen Dorf war kein Platz mehr für sie. Eine weitere Schwester war ebenfalls nicht mehr am Leben, die zweite verheiratet und weggezogen, und der Bruder mit seiner Frau wollten Manowara nicht auch noch mitversorgen. Die Familie besaß kaum Land und der Bruder musste seine eigenen Kinder ernähren. So zog Manowara in die große Stadt. Wann sie gekommen ist, weiß sie nicht mehr. „Es war während der Herrschaft von Ershad“, erklärt sie. Seitdem zieht sie in Shantibagh von einem Slum zum nächsten.

Am Anfang war alles hoffnungsvoll. Sie hatte geheiratet und eine Stelle als Haushaltshilfe angenommen. Ihr Mann erledigte Elektrikarbeiten. Sie bekamen einen Sohn – Zakir. Doch als Kind drei Monate alt war, starb ihr Mann an einem Stromschlag. Plötzlich war sie allein mit einem Säugling. Mehr schlecht als recht hat sie sich mit ihrem Sohn durchgeschlagen. Den ganzen Tag bei fremden Leuten arbeiten, das konnte sie mit einem kleinen Kind nicht mehr. In den Stunden, in denen Zakir von anderen Leuten betreut werden konnte, fing sie an, Ziegelsteine zu klopfen. Da es in Bangladesch kein natürliches Kiesvorkommen gibt, werden für den Haus- und Straßenbau erst aus Lehm Ziegel gebrannt, die dann mit großer Mühe von einem Heer an Steineklöpfern in feine Stücke geschlagen werden. „Die Ziegel sind groß und schwer“, erklärt Zakir und zeigt mit seinen Händen die Form eines Steins. Seine Mutter ist durch die harte Arbeit schnell gealtert. Sie ist vielleicht 45 Jahre alt, das weiß sie nicht so genau. Ihre körperliche

Verfassung ist die einer Greisin. Ihr Gesicht ist geerbt vom jahrelangen Sitzen in der prallen Sonne. Ihre feinen Hände sind rau geworden, die Nägel schwarz. Die Augen blicken sorgenvoll aus tiefen Höhlen. Doch Manowara lächelt viel. Dann sieht man ihre Zähne, die vom vielen Kauen der Betelnüsse braun verfärbt sind. „Meine Mutter hat Schmerzen in der Brust“, erzählt Zakir, „und nach einem Tag Steine klopfen tun ihr die Arme und Hände weh“. Er versteht alles um ihn herum.

Zakir ist zehn Jahre alt und am allerliebsten malt er bunte Bilder mit Wasserfarben. Weil zu Hause kein Platz zum spielen ist, geht er am Vormittag zum Treffpunkt für die arbeitenden Kinder des Viertels, den die Menschenrechtsorganisation Ain o Salish Kendra (ASK) unterhält. Hier trifft er seine Freunde. Da sind der kleine Zasuddin, der als Müllsammler seine Familie unterstützt, und Rokeya, die mit ihren neun Jahren schon im Haushalt fremder Leute mithilft. Hier kann Zakir zwei Stunden entspannen. Es gibt eine Kiste voller bunter Stifte und jede Menge Hefte. Wenn alle malend im Kreis sitzen, fängt immer einer an, ein Lied zu singen. Zakir kann fast alle Lieder von Salma auswendig. Salma, ein Mädchen aus einfachen Verhältnissen, hat einen Gesangswettbewerb im Fernsehen gewonnen und ist zur Heldin der Kinder geworden. Um Punkt elf muss Zakir in der Schule sein. Er geht zur zweiten Klasse in der Shantibagh School. Bis um zwei Uhr lernt er Bengalisch, Englisch und Mathe. Danach geht er noch mal zum Treffpunkt von ASK. Die Erzieherinnen behalten etwas vom Mittagessen – eine Banane und zwei Scheiben leeres Toastbrot pro Kind, manchmal auch Reis und ein Ei – für die Schulgänger auf.

Zakir ist ein sehr guter Schüler. Er ist wissbegierig und stellt viele Fragen. Wenn er malt oder schreibt, sitzt er hochkonzentriert auf seiner Bank, nichts bewegt sich, nur seine braunen Augen blinzeln unruhig. Während die anderen Kinder aufgereggt hin- und herspringen, ist Zakir fast schon ein bisschen erwachsen. Er kann sich an alles erinnern: Dutzende von Lieder hat er auswendig gelernt, er kennt viele Orte in Dhaka, weiß, wer sein Land regiert und kann die Funktionsweise einer Schaukel anhand einer eigenen Skizze erklären. Wenn man ihn nach seiner Zukunft fragt, dann sagt er: „Ich möchte Doktor werden. Ich werde der größte Arzt von Bangladesch“. Er weiß, dass er dafür viel lernen muss, aber das nimmt er hin. Er hat seinen Traum.

Seine Mutter im Slum ist weniger optimistisch. Sie weiß sehr genau, dass ihr Kind besonders begabt ist. Doch wie kann sie den Jungen bei seinem Vorhaben unterstützen, wenn sie nicht einmal weiß, wie sie jeden Tag um die Runden kommt? Sie verdient 50 Taka, wenn sie es schafft, 100 Ziegelsteine am Tag in feinen Kies zu schlagen. Die Hütte im Slum kostet 750 Taka im Monat. Es reicht kaum zum Essen. Manowara weint. „Was wird aus dem Jungen, wenn ich sterbe?“ fragt sie sich. „Ich habe keine Verwandten, niemanden der uns hilft“. Vor ein paar Jahren hat sie ein zweites Mal geheiratet, in der Hoffnung, in etwas mehr Sicherheit leben zu können. Ihr zweiter Mann verkauft Ananas auf der Straße. Was sie nicht wusste: Er hat bereits eine Frau und Kinder. Er kommt manchmal vorbei, aber auf Unterstützung kann sie nicht hoffen. „Wenn ich krank bin, kann ich nicht arbeiten; und wenn ich nicht arbeite, haben wir nichts zu essen“, schließt sie ab.

Es ist Abend geworden in dem kleinen namenlosen Slum von Shantibagh. Die Frauen knien zwischen Schlamm und Müll am Boden und kochen, was sie heute finden konnten. Auch auf Manowaras Ofen kocht nur Reis und etwas altes Gemüse. „Kartoffeln können wir uns nicht leisten“, sagt Zakir, „die sind zu teuer geworden“. An der Wasserpumpe waschen sich eine Bande Kinder mit lautstarkem Geschrei. Der Betonring der einen Latrine ist zerbrochen, wird aber von allen Bewohnern weiter benutzt. Das Wasser aus der Pumpe trinken die Menschen hier unabgekocht. Zakir schämt sich für sein Zuhause: „Hier ist alles voller Schmutz“, sagt er mit hängendem Kopf und streicht das Tuch auf dem Bett glatt. Mit seinen zehn Jahren nimmt er die Unterschiede zwischen den Lebensverhältnissen der Menschen in seiner Stadt genau wahr. Auf seinem Bild von Dhaka hat er ein hohes Haus mit Glasaufzug gemalt. Auf dessen Dach wächst ein großer Baum, an dem reife Mangos hängen: „Haben sie noch nie gesehen? Es gibt Häuser mit Gärten auf dem Dach, da wachsen viele Bäume, und manchmal gibt es Schaukeln für die Kinder“.